

# Kapitel 1

**Dienstag, 03. Januar, 04:23 Uhr.**

Bald ging die Nacht zu Ende.

Bald füllten sich die Gänge des Krankenhauses wieder.

Bald konnte Claire ihren Feierabend antreten.

Bald.

Doch zuvor galt es noch die letzten Räume zu reinigen. So, wie es ihr Arbeitsplan vorsah. Sie schob den Putzwagen durch den leeren Flur im zweiten Untergeschoss. Den Boden wollte sie auf ihrem Weg zurück zum Aufzug reinigen, der sich in eben diesem Moment hinter ihr schloss.

Das Rattern der zuschlagenden Aufzugtür ließ sie zusammenzucken. An die Geräusche, an das Alleinsein, musste sie sich noch gewöhnen. Es war erst die zweite Woche, die sie hier arbeitete. Ihre Kollegin hatte sich kurz vor Beginn der heutigen Schicht krankgemeldet und nun musste Claire alleine zurechtkommen. Aber das würde sie schon schaffen. Daran zweifelte sie nicht.

*Room B-2.04* stand auf dem blauen Schild, an der Wand neben der Tür, vor der sie stehenblieb. Darunter *Morgue*.

Sie zögerte. Es war nur ein Gefühl. Aber dafür ein sehr unangenehmes.

Sie nahm den Putzeimer vom Wagen und stellte ihn vor sich ab. Dann griff sie den Wischmopp, an dessen Ende Lappen wie geflochtene Haare herabhingen.

Der Türknauf war kalt, als sie ihn mit der Hand umschloss. Kalt, wie der Tod.

Claire wusste, dass im Inneren der Leichenkammer niedrige Temperaturen herrschten, um den Verwesungsprozess zu stoppen oder zumindest verlangsamen zu können. Sie hatte es in einer der True Crime Stories aufgeschnappt, die sie sich so gerne im Fernsehen ansah. Es war eine morbide Neugierde, die sie antrieb. Eben die Neugierde, die sie auch dazu veranlasste, nach verstörenden Videos im Internet zu suchen. Sie hätte es nicht zugegeben, doch ging vom Tod, von dem Leid anderer, eine unbeschreibliche Faszination aus, derer sie sich hingeben *musste*. Vielleicht war es, weil sie sich besser fühlte, wenn sie sah, wie schlecht es anderen Menschen ging.

Noch immer ruhte ihre Hand auf dem Türknauf. Ruhig atmete Claire vor sich hin, während sie sich das schelmische Grinsen in Erinnerung rief, mit dem ihre Kollegin ihr erzählt hatte, dass manche der Leichen für Forschungszwecke, oder aber auch als Lehrobjekte genutzt wurden. Objekte. Studenten oder angehende Chirurgen konnten nicht nur an Schweinskadavern üben, die zwar der Anatomie des menschlichen Körpers ähnelten, aber eben keinen echten Toten zu ersetzen vermochten. Der Dreck unter ihren Fingernägeln. Zusammengefallene Gesichter.

Leichenflecken. Weit offenstehende Augen. Oder aber auch ein zaghaft geöffneter Mund, aus dem ihre Seele entwichen war. Der Tod war vielfältig und ebenso einfallsreich.

Claire öffnete die Tür und schob den Eimer in die Öffnung, um zu verhindern, dass die Tür hinter ihr zufallen konnte. Dabei geriet das graue Putzwasser in Bewegung, schwappte über den Rand des Eimers und verteilte sich auf dem Boden. Auch Claires Schuhe hatte es getroffen.

Genervt stöhnte sie auf, achtete aber weiter nicht darauf – dem Flur musste sie sich ohnehin später noch widmen – und betrat den Raum.

Kälte schlug ihr ins Gesicht. Wie erwartet. Dazu der Geruch von ...

Es war nur der Hauch von Desinfektionsmittel, den Claire wahrnehmen konnte. Mehr nicht. Keine Spur von Verwesung.

Sie schaltete das Licht ein. Vor sich, am anderen Ende des Raumes, erblickte sie den Obduktionstisch.

Leer.

Nichts außer dem blanken Edelstahl, aus dem man ihn gefertigt hatte.

Claire war erleichtert. An ihrem ersten Tag hatte sie nicht das Glück gehabt, den Tisch leer vorzufinden. Zwar war der Leichnam, der darauf gelegen hatte, mit einem weißen Tuch abgedeckt worden, doch hatte sie den Gedanken, einen Toten neben sich zu wissen, nur schwer ertragen können. Und das, obwohl der Tod sie doch eigentlich so sehr faszinierte. Ein Gefühl der Respektlosigkeit hatte sie in diesem Moment überkommen. Es hatte sich einfach

falsch angefühlt, mit dem Wischmopp neben einem Toten zu stehen.

Ihr Blick ruhte noch immer auf dem Tisch. Langsam schritt sie ihm entgegen, wobei ihre nassen Schuhe quietschten, als würden sie um Hilfe schreien. Claire begann den Boden zu wischen. Weniger gründlich, als sie es für gewöhnlich machte – sie wollte keine unnötige Zeit hier unten verbringen. Nicht in diesem Raum.

Sie drehte sich um.

Die Stille, die sie in ihre Arme geschlossen hatte, wurde fortgejagt. Es war der Aufprall des Wischmopps auf dem Boden, der nicht lauter hätte widerhallen können.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den Körper eines alten Mannes, der auf einem Auszug liegend aus dem geöffneten Fach herausragte. Seine nackten Füße streckten sich ihr entgegen. An einer seiner Zehen hing ein Zettel mit der Identifikationsnummer, die ihm nach seinem Tod zugeteilt worden war. Die Haut des Mannes war schrumpelig und lag in Falten da. Viel zu groß für den Körper, den sie umhüllte. Und doch war es unverkennbar die seine.

Erschrocken und gleichermaßen fasziniert trat sie näher an den Toten heran. Ein kalter Schauer durchfuhr sie. Ein Zittern folgte. Doch es blieb ihr nichts anderes übrig – sie musste ihn sich einfach ansehen.

Und bereute es sofort.

Bereute ihr Verhalten.

Ihre Neugier.

Die Realität, die sie mit allen Sinnen wahrnahm – wahrnehmen *musste* – war eben doch etwas anderes. Kein

Bildschirm, der neutralisierend zwischen ihr und dem Toten stand.

Keine Distanz.

Der Schrei, den sie ausstieß, wollte nicht enden.

Unnatürlich war der Kopf des Toten in seinen Nacken gestreckt. Fratzen gleich sein Gesicht. Sein Mund war weit aufgerissen. Unfreiwillig. Ein Mundsperrer, wie er auch in der Kieferchirurgie zum Einsatz kam, hielt ihn offen. Seine Unterlippe war von tiefen Schnitten gespalten. Es schien, als hätte jemand sich der Schärfe seines Messers überzeugen wollen – unweigerlich war ihm dies gelungen. Blut war keines hervorgetreten. Ohne das rhythmische Schlagen des Herzens gab es keinen funktionierenden Blutkreislauf, der es aus den Wunden hätte hinausbefördern können. Das Blut hatte sich bereits innerhalb der ersten Stunden nach Eintreten des Todes an den tiefsten Stellen des Körpers gesammelt. Deutlich zu erkennen an den dunklen, blauvioioletten und ineinander verschlungenen Flecken, die sich zeigten. Seine Zunge? Aufgefächert, in Fetzen hängend, wie die Flosse eines asiatischen Kampffisches. Stücke derselben lagen über seinem Kinn und auch seinem Brustkorb verteilt.

Entsetzt schlug Claire die Hände vor den Mund. Um ihren eigenen Schrei zu bändigen. Dann wandte sie sich von dem ab, was sie gesehen hatte.

Zu spät.

Das Bild hatte sich in ihr Gedächtnis eingebrannt. Jetzt war er, der Mann, ein Teil von ihr.

Nach Luft schnappend rettete sie sich auf den Flur.

\* \* \*

Es dauerte nicht lange, bis zwei Mitarbeiter des Krankenhauses die Situation in Augenschein nahmen. Jemand hatte sich an dem Inhalt eines der Kühlfächer bedient, in denen die Toten gelagert wurden. War der entstellte Leichnam, den Claire gefunden hatte, dem ausufernden Verhalten einiger Studenten zuzuschreiben, die hier in der Nacht ihrer kranken Fantasien gefrönt hatten? War das alles nur ein geschmackloser Streich?

Möglich war es. Und zudem war es deutlich einfacher, es als ein solches Fehlverhalten – als einen Streich – abzutun.

Der Leichnam des Mannes wurde wenig später abgeholt und dem Krematorium überstellt.

## Kapitel 2

**Dienstag, 03. Januar, 07:14 Uhr.**

Emma schwitzte, obwohl sie von kühlenden Wassermassen umgeben war.

Ihr Herz trommelte regelrecht in ihrer Brust.

Ihr Oberkörper schoss in die Höhe und sie schnappte nach Luft. Dann tauchte sie wieder unter.

Ihre Arme schnellten nach vorne.

Ihr Körper streckte sich in die Länge.

Es war ein Bewegungsablauf, über den sie nicht nachdenken musste. Als Teenager hatte sie regelmäßig im Schwimmteam ihrer High School trainiert. Und auch, wenn sie es nie unter die Besten geschafft hatte, so hatte sie nie aufgehört an sich zu arbeiten.

Fünfundvierzig lange Minuten schwamm sie Zug um Zug. Bahn um Bahn. Ihre Gedanken waren leer. Sie konzentrierte sich nur auf ihren Körper.

Dann war es geschafft. Sie drehte sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Zufrieden. Das Schwimmbad füllte sich. Allmorgendlich waren es dieselben Gesichter, die sie zu sehen bekam. Allesamt arbeiteten sie für das NYPD.

Allerdings für unterschiedliche Abteilungen. Sie kannte nur wenige von ihnen persönlich. Meist auch nur, weil es Überschneidungen zwischen ihren Fällen gab. An diesem Morgen war niemand dabei, den sie besser kannte.

Emma stieg aus dem Becken und verschwand hinter der Tür, auf der eine stilisierte Frauenfigur prangte. Die Umkleide und die Dusche hatte sie für sich alleine. So, wie sie es morgens bevorzugte. Sie drehte sich um und blickte auf die Uhr, die über der Tür hing. Die Zeit drängte. Zwar hatte sie heute keine Termine, aber um überhaupt noch halbwegs pünktlich auf der Arbeit zu sein, musste sie sich beeilen.

Geschickt pulte sie sich aus ihrem Badeanzug, warf ihn neben ihre Sporttasche auf die Bank, und trat unter die Dusche. Der lauwarme Wasserstrahl liebte ihre Haut. Ohne zu wissen wieso, schoss ein kalter Schauer durch ihren Körper. Es war ein Schauer, den selbst die Wärme des Wassers, in das Emma sich hüllte, nicht zu verhindern wusste. Geistig, wie auch körperlich erstarrt, verharrte sie unter der Dusche. Das Prasseln der niedergehenden Wassertropfen betäubte ihre Sinne.

Aus Sekunden wurden Minuten.

Schlagartig kehrte sie ins Hier und Jetzt zurück, schüttelte sich und schaltete das Wasser aus. Mit den Händen umschloss sie ihre Haare und presste sie wie einen Waschlappen zusammen.

Sie trat aus der Duschkabine und hielt inne. Ihr dämmerte es bereits und mit dem Öffnen ihrer Sporttasche kam die Gewissheit. »Nicht schon wieder!«, stieß sie erzürnt aus, als sie bemerkte, dass sie ihr Handtuch vergessen hatte. Schon wieder.

Jeder ihrer Schritte hinterließ Spuren auf dem Boden der Umkleidekabine. Unzählige Wassertropfen rannen entlang ihres Körpers, dem Boden entgegen.

Emma grübelte: »Was jetzt?« Sie zog ihre Augenbrauen zusammen. Ihr Blick blieb an den Spiegeln über den Waschbecken hängen. Obwohl sie der Meinung war eine attraktive junge Frau zu sein, interessierte sie sich nicht für ihr Spiegelbild.

Auf der Ablage vor den Spiegeln lag ein Föhn. Es war der Föhn, den sie für gewöhnlich nach dem Schwimmen nutzte, um ihre Haare zu trocknen.

»Das wird funktionieren.« Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. Dann griff sie nach dem Föhn. *Hoffentlich kommt jetzt niemand*, dachte sie noch, ließ sich dadurch aber nicht mehr von ihrem Vorhaben abhalten. Sie schaltete den Haartrockner ein und führte den warmen Luftstrahl über ihren Körper.

Sie erinnerte an ihre Zeit als Kind. Daran, wie ihr Vater nach dem Duschen ihre langen Haare geföhnt hatte. Wenn ihr kalt gewesen war, wenn sie am ganzen Körper gezittert hatte, hatte er den Föhn benutzt, um sie aufzuwärmen – manchmal hatte er sich einen Spaß daraus gemacht und den wärmenden Luftstrahl ein paar Sekunden zu lange auf ihren Po gerichtet, bis sie aufgeschrien hatte und davongelaufen war.

Ihre Eltern waren schon lange tot. Der Verlust schmerzte noch immer. So sehr, dass Emma nicht einmal mit ihrer Schwester darüber sprechen konnte.

Das Föhnen dauerte länger, als sie vermutet hatte – sie war seit ihrer Kindheit eben doch um einiges größer geworden –

und sonderlich geduldig war sie obendrein auch nicht. Die Jeans klebte an der noch feuchten Haut ihrer Beine, als sie diese überzog. Der Wollpulli, den sie über ihren Oberkörper streifte, sog die letzten Wassertropfen gierig auf. Das Gefühl, das blieb, als er sich auf ihre Haut legte, war unangenehm. Kalt.

Ihr Start in den Tag hätte besser sein können.

Emma nahm ihre Sporttasche und verließ die Schwimmhalle. Ihre feuchten Haare hatte sie unter einer Mütze versteckt, um sich bei den eisigen Temperaturen nicht zu erkälten. Zu Fuß schlängelte sie sich durch New York. Vorbei an Menschen, die in sämtliche Himmelsrichtungen ausströmten. In diesen Momenten kam ihr die Stadt vor wie eine riesige Ameisenkolonie, wo ein jeder seine Aufgabe übernahm.

Emma huschte hinunter in die Metrostation. Die New Yorker Metro war ein Querschnitt der Gesellschaft. Und die Gesellschaft war schlecht, wie sie ihre Arbeit gelehrt hatte. Ein jeder könnte ein brutaler Schläger, Vergewaltiger oder gar Mörder sein.

An diesem Morgen war die Metro erstaunlich leer. Emma konnte sich zwischen mehreren freien Plätzen entscheiden und setzte sich. Häufig war es anders. In den Sommermonaten zudem teils unerträglich, wenn der Körpergeruch einiger, mit denen sie dicht gedrängt ihren Weg zur Arbeit antreten musste, schlimmer war als der Gestank der Stadt selbst.